

Die Jugendkönigin

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 42

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648535>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 42 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

17. Oktober 1936

Zwei Gedichte von Irmela Linberg.

Erster Frost.

Heut Nacht wird's frieren, darum will ich pflücken
Die letzten Blumen aus dem Gartenbeet —
Sie werden mich noch tagelang beglücken,
Wenn rings das Land in weissem Rauhreif steht.

Sie sollen in der Wärme trauter Zimmer
Noch einmal träumen, es sei Sommerzeit,
Und süßen Duft und frohen Farbenschimmer
Verströmend blühen — wenn es draussen schneit!

Blättertanz.

O letzter Tanz, o schönster Tanz
In Rot und Braun, in Gold und Glanz!
Des Sommerfriedens Einerlei
Ist nun vorbei, und wir sind frei!

Empor ins Blau und dann zum Grund!
Wie ist die Welt so reich und bunt!
Nun schaukeln wir den Strom hinab —
Was flüstert er von Tod und Grab?

Wir waren seelenlos und grün,
Jetzt dürfen wir in Farben blühen!
Jetzt prangen wir in Hochzeitsglanz!
O letzter Tanz! O schönster Tanz!

Die Jugendkönigin. Novelle von Jakob Bofhart.

I.

Ueber Schönau lagen glühende Abendwolken und sprangten ihren Glanz auf die dunkelbraunen Ziegeldächer, die blühenden Kronen der Birn- und Apfelbäume und das hellgrüne Laubmeer des nahen Buchenwaldes. In den Straßen fegten Knechte und Mägde den Staub und was die Werkeltage sonst hatten liegen lassen, mit birkenen Besen zu Haufen; denn es war der Abend vor dem Auffahrtsfest und die Schönauer hielten darauf, ihr Dorf für die Feiertage sauber und einladend herzurichten.

Durch den von den Besen aufgewirbelten Staub schleppte sich ein Mädchen, das zwanzig Jahre alt sein mochte, bei flüchtiger Betrachtung aber viel älter schien. Ihr Rückgrat war im Kreuz gekrümmt, so daß ihr die Hüften ungleich hoch lagen und sie mühsam und schwerfällig einherhinkte. Das weiße Schürzenband, der Saum des blaubedruckten Rockes, alles, was an ihr wagrecht sein sollte, war durch den Breiten schief gerückt. Auf dem Kopfe trug sie einen länglichen Korb aus geschälten Gelbweiden, unter dessen Last ihr Rücken bei jedem Schritt zu brechen drohte. Trotz ihrer

augenscheinlichen Müdigkeit bot sie im Dahinschreiten nach rechts und links freundliche Grüsse, die ihr je nach Natur und Laune der Angeredeten höflich oder gleichgültig erwidert wurden: „Guten Abend, Mathilde!“ „'n Abend!“

Oben im Dorf klapperte ein Mühlenwerk. Dort bog Mathilde in einen Fußweg ein, der schnurgerade zwischen blühenden Weißdornhecken einen steilen Hügel hinan zu einem Bauernhaus emporführte. Wie ein finsterner Wächter von seiner Warte blickte das dunkle Haus unter dem breitkrempigen Hut auf das Dorf hinab; der letzte Abendsschimmer spiegelte sich in den Buzenscheiben und gab dem düstern Wesen ein fast unheimliches Aussehen. Mißgunst und Neid schienen ihre gläsernen Augen auf die üppigen Obstgärten, die fruchtbaren Wiesen und Saatfelder zu richten, die sich unten weithin ausdehnten. Das Heimwesen in der Höhe hieß die Lore.

An einer Ecke des Hauses stand ein großer, scharfkantiger Mann, steif wie ein Zaunpfahl. Er trug ein kurzstieliges Beil auf den Schultern und schaute unter seiner Schirmkappe unwirsch, wie sein Haus, auf das Dorf hinab,

bis er Mathilde gewährte, deren mühsamen Aufstieg er dann teilnahmslos verfolgte. Als das Mädchen endlich die Höhe erreicht hatte, stellte es den Korb auf den Boden, um Atem zu schöpfen.

„Guten Abend, Vater!“ leuchtete es.

„Kommst spät“, gab er als Antwort zurück.

Sie schluckte das tadelnde Wort hinunter, hob ihre Last wieder auf und schwankte ins Haus. Nun verließ auch er seinen Posten und stetzte langsam über die Hofreite, wobei er sich dann und wann nach ein paar Grashalmen oder Kräutern bückte, die seinem Sohn vom Schubkarren gefallen sein mochten. Denn er gehörte zu der Sorte von Menschen, die der Meinung sind, die Hände seien einzig zum Auflesen und Zusammenhalten so kunstvoll gebildet.

Der Lorenbauer besaß das kleinste Heimwesen in ganz Schönau und das ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Er war Gemeindeförster und mußte seine beste Zeit den nicht unbeträchtlichen Waldungen widmen. Sagte man etwa zu ihm: „Aber, Heini-Toggel, was legst du dein Amt nicht nieder und kaufst dir ein paar Acker und Wiesen, die an die deinen stoßen?“ so warf er, Hohn witternd, die Schultern zurück und erwiderte scharf: „Mein Großvater und mein Vater sind Gemeindeförster gewesen, und wenn ihr jeden Winter eure Stuben heizen könnt, ohne einen Rappen auszuwerfen, so habt ihr's ihnen und mir zu verdanken! Draußen im Wald gehen die Lorenbauern um, die toten und ich, der lebende, und schaffen für euch, drum könntet ihr mich füglich in Ruhe lassen, nicht?“ So sprach er; aber man merkte es ihm an, daß er seine geheimsten Gedanken und Pläne für sich behielt.

Nach einem kurzen Gang durch die Scheune folgte der Förster Mathilde in die Stube. Sie saß erschöpft am Tische und schichtete mechanisch ihren Lohn zu einem Türmchen auf. Der Vater setzte sich ihr gegenüber, zog das Geld mit dem gekrümmten Zeigefinger langsam bedächtig zu sich heran und überzählte es mit kalter Eier. Als er fertig war, fing er mit gesteigerter Sorgfalt nochmals an.

„Sie haben dir einen Abzug gemacht?“

„Ja“, seufzte das Mädchen; „aber was kann ich dafür? Die Seide wird immer schlechter, der Abgang immer größer, und so kann man nie sein volles Gewicht abliefern.“

„Klausen! Besser zusehen, sorgfältiger Knüpfen! Da liegt's!“

Sie ließ, statt zu antworten, nutzlos die Hände in den Schoß fallen.

„Und die Maschine für die Kleine, wann bekommen wir die? Es ist an der Zeit, daß Adeli angespannt werde. Sie ist nun konfirmiert; ich vermag es nicht, ein Luxusrößchen im Stall zu halten.“

„Ende Woche könnt Ihr sie holen“, entgegnete Mathilde.

„Donnerstag, Freitag, Samstag, Sonntag“, brummte er und sah rechnend in einen Winkel der Stube, wo bereits die Dunkelheit hochte. Mathilde erhob sich, zündete die Hängelampe an und trat dann an ihren Seidenwindstuhl, der wie ein unheimliches Tiergerippe langgestreckt an einer Wand stand. Zwei eiserne Fußpaare stemmten sich gegen den Boden und trugen ein Gestell, woran in langer Reihe ein Duzend Häspel und die dazu gehörenden Lager für die

Spulen angebracht waren. Unten, ein paar Zoll über dem Boden, lief der ganzen Länge nach, die beiden Fußpaare der Maschine miteinander verbindend, ein Brett, das sich auf zwei Zapfen drehte und durch diese Bewegung ein paar Räder und Riemen und oben die Spulen in rasselnde Bewegung setzte. Das Brett mußte von der „Winderin“ mit dem Fuße getreten werden, Tag für Tag, Woche um Woche, jahrein, jahraus. Bei dieser angestrengten Arbeit war Mathilde krumm geworden, denn sie war nicht stark gebaut und stand seit ihrem dreizehnten Jahre an dem Marterstuhl.

Sie nahm die leeren Spulen, die sie mitgebracht hatte, aus dem Korb und legte sie in die Lager, hielt aber, bevor sie mit der Arbeit fertig war, nachdenklich inne und sagte halb zu sich selber, halb zu ihrem Vater: „Die Kleine ist für die Maschine zu schwach, es wird ihr gehen wie mir.“

„Was brummst du da?“ fuhr sie der Alte heftig an. „Hättest du beim Treten mit den Füßen abgewechselt, wie man dich hundertmal hieß, so wärst du auch nicht krumm geworden!“

Mathilde schwieg; sie wußte zu gut, wie es gekommen war. Sie hatte sich freilich im Anfang vorgenommen, mit den Füßen abzuwechseln, aber bei der mechanischen, langweiligen Arbeit, bei dem stets gleichen Rasseln der Spulen und dem ewig einförmigen Drehen der Häspel hatte sie sich immer vergessen und das mühsame Brett mit dem rechten Fuße getreten, der, wie es schien, die Arbeit leichter bewältigte als der linke. So war der rechte Fuß immer stärker und der andere arbeitscheuer geworden, und schon nach einem Jahr hätte sie bei bestem Willen nicht mehr abwechseln können. Dann begannen die Schmerzen im Rücken, und nach und nach verbogen sich die Wirbel, was sie aber erst merkte, als ihr eines Sonntags die Kameradinnen sagten: „Aber, Mathilde, du wirfst ja schief.“ Damals kämpfte sie wie eine Verzweifelte gegen die Maschine und den Vater, der am Verdienst hing; aber sie vermochte ihren Willen nicht durchzusetzen und ließ es endlich geschehen. Was waren das für Jahre unendlichen Wehs gewesen, die Jahre, in denen sie von der Maschine elendiglich zertrümmert und gebrochen wurde. Und jetzt drohte ihrer Schwester Adelheid das gleiche Los, ihrem Adeli, an das sie all ihre Liebe hängte, zu dem sie in einem fast mütterlichen Verhältnis stand. Sie hatte sich lange für das Kind gewehrt, dem Vater getrotzt und es unterlassen, sich in der Fabrik um einen zweiten Stuhl zu bewerben; aber damit hatte sie das einmal Beschlossene nur um ein paar Wochen hinausgeschoben.

Als sie die Worte zu einem erneuten Kampf mit dem Vater zusammensuchte, ging die Türe auf, und auf einen Schlag füllte sich die bescheidene Stube mit Licht und Glanz. Der Förster wie Mathilde waren ganz überrascht von dem Anblicke, der sich ihnen bot. In weißem Gewand mit goldenen Säumen, einen goldenen Gürtel um die schmiegsamen Lenden, eine Krone in dem üppigen, kastanienbraunen Haar, auf einen mit Goldflittern verzierten Stab gestützt, die verkörperte Anmut und Lieblichkeit, stand Adeli auf der Türschwelle. Ihre braunen Augen leuchteten, ihre Wangen glühten und um die Lippen spielte ein stolzes, kindlichfrohes Lächeln, denn sie wußte, daß sie schön war, und freute sich über die großen Augen des Vaters und der Schwester.

„Euch grüßt die Jugendkönigin!“ rief sie mit heller Stimme, endlich ganz ins Zimmer tretend.

Am kommenden Sonntag sollte in Schönau das neue Schulhaus mit einem Jugendfest eingeweiht werden und Adelhaid, als das schönste der jungen Mädchen von allen neidlos anerkannt, hatte dabei eine Hauptrolle zu spielen. Heute hatte sie ihren Kleiderstand bekommen und, um ihn noch etwas genauer ihrem Wuchse anzupassen, mit nach Hause nehmen dürfen.

Wie der Heini Toggel das Mädchen so schön und siegesbewußt vor sich sah, sprang ihm ein freudiger Ausruf über die Lippen, was ihm nur in einem ganz geratenen Jahr einmal begegnete: „Du verfluchte Hexe!“ Aber gleich kam die Nüchternheit hinterdrein gehinkt. Er schämte sich, sein eigenes Fleisch, und war es auch nur eine Minute lang, angeglockt zu haben und beschloß, Adelhaid, deren kindliche Eitelkeit ihm längst ein Dorn im Auge war, mit einem väterlichen Ruck aus ihrem Taumel herauszureißen. Schon hatte er eine häßliche Bemerkung über ihren Kleiderstaat in die richtige, beißende Form gebracht, als er sich erinnerte, daß ja die Gemeinde alle Kosten des Jugendfestes trage und der Aufwand, der an seinem Kinde gliherte, ihn nichts angehe. So besam er sich anders und sagte in trockenem Ton, wobei sich seine schmalen Lippen kaum bewegten: „Freu' dich, nächsten Montag bekommst du deine Maschine!“

Das Wort warf die Jugendkönigin fast zu Boden. Sie taumelte zurück und ihre Augen hefteten sich erschreckt auf Mathilde, als wollte sie fragen: „Hast du das Ungeheuer bestellt? Das konntest du mir antun!“

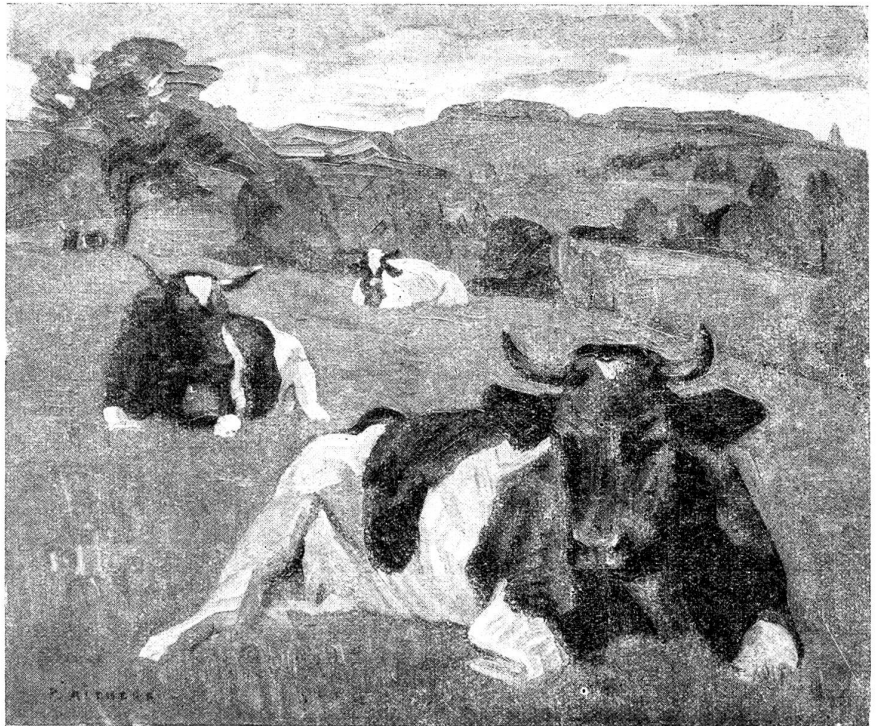
Ein Schauer durchlief sie von den Zehen bis zum Scheitel: „Ich bin nicht zur Seidenwinderin geboren!“ preßte sie, gegen den Vater gewendet, hervor.

„Wie ich's nur vergessen konnte! Ganz recht, du bist ja eine Prinzessin oder gar eine Königin!“ entgegnete er höhnißlich.

„Ich bin grad geboren und grad will ich bleiben! Ist es nicht genug, daß Mathilde hat krumm werden müssen?“ rief Adelhaid und schlang, wie für die unzarte Bemerkung um Entschuldigung bittend, leidenschaftlich die Arme um den Hals der Schwester, die nicht minder litt als sie selber und nichts zu sagen vermochte als: „Armes Adeli.“

„Da mög' doch das Donnerwetter dazwischen fahren!“ polterte der Vater des aus der Art geschlagenen Schwesternpaares und schlug die knochige Faust unwillig auf die Tischplatte.

In diesem Augenblick trat Hans, Heini Toggels Sohn, herein, mit einer ruhenden Laterne in der Hand und Stallgeruch in den Kleidern. Er war das Ebenbild des Vaters, hochaufgeschossen und dürr, mit schmaler Nase, scharfen Lippen und starken Kiefern. In nichts glied er den Schwestern,



Paul Altherr, Basel: Mittagsruhe.

die ihre Art von der Mutter hatten. Er warf einen raschen Blick auf die beiden, und als er wahrte, daß da Schmerz und Mitleid aneinander aufstanden, verzog er das Gesicht zu einer Grimasse und sagte in dem trodenen Ton des Vaters:

„Nun weiß ich doch, wie ein Grasaff' aussieht.“

Des Alten kantige Züge machten eine kleine Anstrengung zu lächeln und in die beweglichen Augen nistete sich etwas wie Wohlgefallen ein, Wohlgefallen an dem Sohne, in dem seine Rasse sich bewahrte.

„Sie meint, sie sei zur Seidenwinderin zu vornehm“, sagte der Vater aufklärend zu dem Jungen.

„So?“ entgegnete dieser und brachte das o so lang heraus, daß er damit die kleine Sünderin ganz hätte einspinnen können. „So? Dann weiß ich Rat. Wenn der Vogel nicht arbeiten will, so soll er uns pfeifen. Wir sperren ihn in einen Käfig, hängen ihn vors Fenster und füttern ihn mit Pfeffermünzen und Zimtsternen.“ Er lachte breit über seinen Wit; Adeli aber stürzte zum Zimmer hinaus und die Treppe hinauf in ihre Schlafkammer. Die Tränen rollten ihr aus den Augen, als sie sich aufs Bett warf und das Gesicht in den Kissen verbarg.

Ein Knacken erinnerte sie daran, daß sie ihre Krone noch auf dem Kopfe trug, und der bloße Gedanke an ihren königlichen Staat stellte ihren Lebensmut wieder auf die Füße. Sie zündete das Lämpchen an, mit der kindlichen Absicht, sich im Wandspiegel zu beschauen. Wie schade, daß er so klein war! Sie mußte ordentlich weit davon weg-treten, um ein ansehnliches Stück ihrer fürstlichen Person zu überschauen. Wie sie das Gesicht mit den verweinten Augen betrachtete, wischte sie rasch die letzten Tränen von den Wimpern und versuchte sich anzulächeln, was ihr leicht

gelang, und schon war der Schmerz wieder halb vergessen. Es dauerte geraume Zeit, bis sie sich genug bespiegelt, beguckt und bewundert hatte; aber schließlich wurde sie der Kinderei doch müde, legte Krone, Gürtel und Kleid von sich und versorgte alles mit der Sorgfalt einer Puppenmutter im Kasten. Sie überlegte, ob sie wieder in die Stube hinabsteigen sollte; aber da kamen ihr die beklemmenden Gedanken wieder, in den Ohren wühlte ihr noch die schneidende Stimme des Vaters, und sie sagte halb leichtfertig, halb ernst zu sich: „Ich wollte lieber sterben, als mich an dem Karren krumm treten!“ Und es erwachte in ihr etwas wie ein Verantwortlichkeitsgefühl für ihre Schönheit, an der sie sich eben so kindlich geweidet hatte. Ihre Augen hefteten sich auf einen alten, vergilbten Kupferstich, der mit vier Schuhnägeln an der Wand befestigt war und Gott Amor darstellte, wie er, hinter einem Rosenbusch versteckt, auf ein Mädchen zielte, das über eine Wiese ahnungslos daherräumte. Der Stich war, da die Mutter noch lebte, als Brämie zu einem Familienblatt ins Haus gekommen. Damals hatte sich ein Auftritt abgespielt, der sich dem zehnjährigen Adeli tief ins Gedächtnis eingepägt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Hundert Jahre Mädchenschule der Stadt Bern.

Am 11. September lehtin hat die Mädchenschule der Stadt Bern ihr 100jähriges Bestehen gefeiert. Die Reden und Gesänge sind verklungen. Bald werden auch die Erinnerungen an sie verblassen und verschwinden. Bleiben aber wird der Schule und der Stadt die schöne Festschrift, in der Direktor Gottlieb Roth die äußere und innere Geschichte der Schulanstalt mit sicherer, von reichem Wissen und klaren Einbliden geführter Hand geschildert hat.

Wir wissen, daß das Schultechnische, daß Schulreglemente, Unterrichts- und Stundenpläne unsere Leser wenig interessieren. Wir lassen alle diese Dinge, so wichtig sie für die innere und äußere Ausgestaltung einer Schule sind, beiseite. Wir können uns auch nicht auf die lokal-politischen Darlegungen einlassen, die der Verfasser der Festschrift mit Recht zum Ausgangspunkt seiner Werdegeschichte gemacht hat. Wir können bloß in groben Zügen die Entwicklungslinie der Schule nachzeichnen und auf die großen allgemeingeschichtlichen, von den führenden Menschen getragenen Motive und Impulse hinweisen.

Die Mädchenschulung im allgemeinen und die stadtbernerische Mädchenschule im besondern wurzeln in den politischen Idealen der Regenerationszeit. Volksbefreiung durch Volksbildung und Befreiung durch Schulung auch der Frau, das war die Parole der neuen, der demokratischen Aera. Das Jahr 1831 hatte dem Staate Bern eine Verfassung gebracht, die die Schulung der Jugend zur Pflichtaufgabe der Gemeinden erklärte. Mit mehr oder weniger Schwung, je nach ihrer politischen Einstellung, machten sich diese an die Arbeit. Im Lande herum entstanden die ersten Sekundarschulen. Die Geschlechter waren grundsätzlich gleichgestellt.

Nur zögernd folgte die mehrheitlich konservative Bevölkerung der Stadt Bern. Hier gaben noch die Bürger den Ausschlag, die Nichtbürger („Einwohner“) waren bloß geduldet, waren jedenfalls in Dingen der Stadtpolitik Bürger minderen Rechts. Das zeigte sich in Schulangelegenheiten besonders deutlich. Die im Jahre 1834 gegründete

städtische oder „bürgerliche“ Mädchenschule war in der Hauptsache eine Schule für die Töchter der hiesigen „Burgerschaft“. Nur „wenn es der Raum gestattete“, wur-



Gustav Frölich, erster Vorsteher der Einwohner-Mädchenschule (1840—1871).

den „auch Töchter gebildeter und sittlich achtbarer Einwohner-Familien aufgenommen“. Sie mußten aber das doppelte Eintritts- und Schulgeld zahlen. Vermern Einwohner-Familien blieb aus diesem Grunde diese „obere Mädchenschule“, will heißen die auf die Elementarschule aufbauende höhere Mädchenausbildung — was wir heute Sekundar- und Fortbildungsschule heißen — verschlossen. Zur Rechtfertigung ihrer Maßnahme verwies die Bürgerbehörde auf die großen Opfer für die Primarschulen aus ihrem Bürgergut, die in der Hauptsache den Nichtbürgern zugute kämen. Wir sehen, die Leistungen der Besitzenden an Besitzlose aus Vermögen, die jene für sie erarbeitet, wurden schon damals überschätzt.

Zu dieser reaktionären Standesausschließlichkeit kam noch die religiöse Differenzierung. Die bürgerliche Mädchenschule betonte, im religiösen Unterricht vorab, die in der Vergangenheit liegenden Erziehungsziele und -grundsätze und machte damit den Kindern der liberalgesinnten Familien den Besuch dieser Schule schwer oder gar unmöglich.

Aus dieser Sachlage heraus erklärt sich die 1836 erfolgte Gründung der

Einwohner-Mädchenschule,

einer parallelen Schulanstalt, die gleiche Bildungsziele verfolgte wie die bürgerliche Mädchenschule, aber durch ihre freiere Organisation (gleiches Schulgeld für alle Schülerinnen) und ungehemmtere Entwicklung eine richtige Konkurrenzanstalt für jene wurde.

Die heutige Städtische Mädchenschule erblickt in der Mädchenschule von 1836 ihre eigentliche Mutter, aus der sie hervorgegangen ist, und sie hat darum ihr Jahrhundert-Jubiläum auf dieses Datum festgelegt.

Die Berechtigung dazu liegt in der inneren und äußeren Entwicklung der stadtbernerischen Mädchenschule. Die von den